

Das Land der Samurai und das Christentum

In diesem Artikel soll versucht werden, durch ein konkretes Beispiel der Mission in Japan einige Grundsätze der Mission überhaupt klarzustellen. Zwar geht es hier nicht um die Geschichte der Mission; ein Überblick über die japanische Geschichte ist aber wichtig, um die Grundstruktur japanischen Geistes zu finden, an dem man bei der Mission ansetzen sollte.

Das rege Interesse an der Fernsehserie „Shogun“ war insofern sehr erfreulich, als durch sie nicht, wie sonst meist, die wirtschaftliche Seite des heutigen Japan, sondern ein Stück Geschichte Japans und seines kulturell-geistigen Hintergrunds offengelegt wurde. Das kam bisher im Ausland relativ wenig zur Sprache. Es ist daher eine durchaus positiv zu bewertende Tendenz, daß sich die Menschen hierzulande oder in den USA für die unbekannte Seite eines fernen Landes zu interessieren scheinen. Denn was die Länder wirklich verbindet, ist nicht die Wirtschaftslage, die sich in vergleichsweise kleinen Zeiträumen verändert, sondern das Verständnis des geistigen Hintergrunds, der im Lauf einer langen Tradition wächst und die Menschen des jeweiligen Landes prägt. Dieser Austausch der Länder auf kultureller Basis ist die Voraussetzung für den religiösen Austausch, der unentbehrliche Bedingung für christliche Mission sein sollte.

Das im 16. Jahrhundert zunächst rasch aufkommende Christentum wurde durch das Verbot und die Verfolgung durch die Regierungen und die allmähliche Abschließung des Landes gegenüber dem Ausland 1641 fast völlig wieder ausgerottet, abgesehen von einer kleinen Gruppe, die ihren Glauben versteckt in veränderter Form bis zur Wiederöffnung Japans im Jahr 1854 beibehalten hat.

Nachdem das Missionsverbot 1873 aufgehoben wurde, traten im Lauf der Meiji-Ära (1868–1911) mehrere bedeutende christliche Gestalten besonders auf protestantischer Seite hervor. Der immer stärker werdende Nationalismus und Militarismus, der den Shintoismus zur Staatsreligion erhob, verhinderte jedoch in der folgenden Zeit das Aufkommen des Christentums.

Auch die Demokratisierung Japans und die Religionsfreiheit nach dem Zweiten Weltkrieg brachte – was zu denken geben sollte – keine bedeutende Bekehrungstendenz¹. Nur ein Prozent der Bevölkerung Japans besteht aus Christen (0,4 Prozent Katholiken), obwohl das Ausland besonders nach dem Zweiten Weltkrieg auf die Japan-Mission Gewicht legte und zahlreiche, in vieler Hinsicht sehr begabte Missionare nach Japan geschickt hat.

Wo liegt die Ursache dieser Verzögerung? Es scheint zu wenig zu sein, dies nur

durch die weltweite Säkularisierungswelle erklären zu wollen. Die tiefste Wurzel dieses Phänomens liegt wohl darin – um das Ergebnis der folgenden Analyse vorauszunehmen –, daß das westliche Christentum bei der Begegnung mit Japan seinen eigenen kulturellen Rahmen, der an und für sich gerechtfertigt ist, beibehielt, so daß der Japan eigene Rahmen noch nicht gefunden werden und damit die Inkarnierung des wesentlich Christlichen in die geistige Tradition Japans noch nicht stattfinden konnte. Die Gestaltung des japanisch Christlichen müßte so geschehen, wie das jüdisch Christliche, das hellenistisch Christliche oder das germanisch Christliche in der Konkretheit der menschlichen Geschichte ausgebildet werden mußte, damit das Christentum nicht als abstrakte Idee, sondern als lebendige Religion existieren kann. Es geht hier nicht darum, der einen oder anderen Seite ein Versäumnis vorzuhalten. Es soll nur darauf hingewiesen werden, in welcher Richtung die zukünftige Aufgabe liegen könnte.

Dō als zentraler Begriff der japanischen Kultur

In der japanischen Kultur spielt der Begriff „Dō“ (= Weg) eine wesentliche, zentrale Rolle. Er bezeichnet gewissermaßen den Geist Japans.

Womit man sich auch beschäftigt, wenn diese Beschäftigung ein kulturelles Niveau hat, wird sie mit Dō bezeichnet. Blumenstecken wird zum Ka(Blume)-Dō. Das Schriftmalen wird zum Sho(Schrift)-Dō. Der Vorgang des Teetrinkens wird zum Cha(Tee)-Dō. Das Alltägliche wird zum Dō erhöht. Dabei geht es nicht nur um die erhöhte Schönheit oder die ästhetische Verfeinerung, sondern um die Frage nach der Tiefe der Wirklichkeit. Beim Ka-dō z. B. geht es nicht nur darum, so schön wie möglich die Blumen zu verteilen bzw. einzuordnen. Man muß nach dem „Herzen der Blume“ fragen, sich mit ihm identifizieren und es am vollkommensten zum Ausdruck zu bringen versuchen.

Dō ist der Weg in die Tiefe und Mitte der Wirklichkeit. Somit ist Dō wesentlich Frage nach Sinn². Das deutsche Wort „Sinn“ bedeutet ja ursprünglich ebenfalls Richtung, Weg bzw. Gang. Die japanische Kultur ist ein Weg zur Antwort auf die Frage nach dem Sinn der Wirklichkeit, wie m. E. alle echten Kulturen der Welt. Das Kennzeichen der japanischen Kultur, die durch den Begriff Dō bezeichnet wird, ist dabei nicht das spekulative Denken über die Wahrheit, sondern der Versuch der Einsicht bzw. direkter Anschauung in die Wahrheit mitten durch alle Wirklichkeit. Wie das spekulative Denken geschult werden muß, muß solche Einsicht auch geschult werden. Die Schulungsweisen sind dabei im Westen und im Osten verschieden. Im Westen schult man besonders klar-rationales Denken und klare Logik. Wichtig ist die klare Definition des einzelnen Begriffs. Somit kann man die europäische Kultur im Ganzen eine Kultur der Sprache nennen. Im Gegensatz dazu richtet sich die japanische Schulung mehr nach der praktischen

Übung, die in erster Linie nicht den spekulativ-denkerischen, sondern den tätigen Einsatz des Menschen verlangt. Wichtig ist die Erfahrung, die durch die Einübung einer jeweiligen Sache ermöglicht wird. Die Einübung ihrerseits verlangt die geduldige, intensive Wiederholung. Die japanische Kultur ist somit eher eine Kultur des Schweigens bzw. der Stille, wobei die beiden Arten der Kultur nicht als Gegensätze, sondern als zwei Aspekte ein und derselben Wirklichkeit betrachtet werden sollen, die aus dem Wort Gottes geworden ist.

Dieser Sachverhalt soll anhand des Beispiels Budō näher erläutert werden. Budō ist der Oberbegriff aller japanischen Kampfsportarten wie Aikidō, Judō, Karatedō, Kendō, Kyudō usw. Für die Europäer scheint es sehr schwierig zu sein, „Sport“, geschweige denn „Kampfsport“, als Kultur zu bezeichnen. Deswegen passiert es gewöhnlich, daß die japanischen Budōarten, wenn einmal nach Europa gebracht, vollkommen versportlicht werden und ihren geistigen Sinn verlieren.

Der Begriff „Bu“ umfaßt die Tapferkeit im Kampf, den Kampf selbst und den Kämpfer. Budō ist deswegen der Weg des Kämpfens bzw. des Kämpfers. Neben der Bezeichnung Budō gibt es eine andere, nämlich „Bushidō“. „Bushi“ bezeichnet jedoch eindeutig den Samurai und seinen Stand im Feudalsystem, mit dessen Ende 1868 auch der Bushidō zu Ende gehen mußte. Auch nach dem Verschwinden des Samurai-Standes wurde jedoch der Weg des Kämpfens unter dem Begriff Budō weitergepflegt. Budō umfaßt deswegen die ganze Geschichte des Wegs des Kämpfens in Japan.

Der Grund dafür, daß Budō ein typisches Beispiel der japanischen Kultur ist, liegt darin, daß die Samurai im Lauf der Geschichte die Hauptkulturträger geworden sind³ und wegen ihrer Auseinandersetzung mit dem Tod oft den Weg zu tiefer Religiosität gefunden haben. Auch Budō stammt wie andere Dō-Kulturen aus dem Alltäglichen in der Samuraizeit. Dieses Alltägliche wurde allerdings von Natur aus ernster betrachtet als andere Tätigkeiten, weil es dabei um Leben und Tod ging. Es ging aber nicht nur um die Technik, besser zu kämpfen.

Geschichtlich gesehen sind die Samurai etwa Ende des neunten Jahrhunderts aufgetreten, als die im Kampf Hervorragenden als Diener den kaiserlichen Palast zu schützen angingen. Samurai bedeutet ursprünglich „beim Ranghöheren dabei-sein und dienen“. Kampftechnik war nicht nur um des Selbstschutzes willen da, sondern um den Ranghöheren und letztendlich den Kaiser zu schützen. Von den Samurai erwartete man deswegen eine hohe Moral und Tugenden wie Treue, Mut und Selbstlosigkeit.

Auch hinsichtlich des Kampfes selbst ist man bald über die gute Technik und die geschickte Strategie hinausgekommen, denen in vieler Hinsicht Grenzen gesetzt sind. Wichtiger als diese ist das Vermögen der Einsicht, nämlich die Fähigkeit, die bedrohende Gefahr rechtzeitig zu spüren oder die Absicht des Feindes abzulesen. Es ist besser, wenn ich die Gefahr spüre, die mich auf dem Weg nach Hause erwartet, und von vornherein einen anderen Weg gehe, als daß ich erst dann

reagiere, wenn die Gefahr zur Wirklichkeit geworden ist, auch wenn ich diese Gefahr durch meine Kampftechnik überwinden könnte. Solches Gespür bedeutet keineswegs die ständige Gespanntheit, die auf die Dauer die Nerven ruinieren könnte, sondern eine natürliche und zugleich geschulte Reaktion.

Alle großen Samurai gingen jedoch über die Technik, die Strategie und sogar diesen scharfen Spürsinn hinaus. Denn dies alles hat seine Grenzen. Wenn ich die Gefahr auch rechtzeitig spüre, muß ich mich widerstandslos stellen, z. B. wenn meine Feinde meine schuldlosen Kinder als Geisel nehmen. Oder wenn ich älter und gebrechlicher werde, funktioniert das nicht mehr so gut wie früher, was ich mir durch die fleißige Schulung erworben habe. Vor allen Dingen muß jeder Mensch irgendwann sterben, ob durch Feinde oder durch einen Unfall oder durch eine Krankheit oder aber durch Altersschwäche. Diese Tatsache des Todes gilt natürlich jedermann. Der Unterschied zu den Samurai liegt darin, daß diese durch die ständige Gefahr gezwungen waren, sich täglich mit dieser Tatsache auseinanderzusetzen, während wir sie heute im Alltag oft vergessen oder verdrängen.

Die Samurai haben zuerst gesehen, daß die Angst um den Tod einen sehr schwächt, weil man dann, am Leben hängend, sich zu schützen versucht und gerade dadurch dem Angreifer das Angriffsziel offenlegt. Der Mensch ist dann am stärksten, wenn er auf sich verzichtet hat und keine Angst verspürt. Die Samurai versuchten, sich mit dem Tod abzufinden. Dieser Versuch ist jedoch nicht nur strategisch gemeint, in dem Sinn, daß man ohne Angst besser kämpfen könnte. Solche pragmatische Absicht hätte die vollkommene, sorgenfreie Gelassenheit wieder beeinträchtigt, weil man in diesem Fall erneut an die Überlebenschance denkt. Man muß sich eben tatsächlich mit dem Tod abfinden. Man muß bereit sein zu sterben. Deswegen heißt es in einem der bekanntesten Budōbücher: „Ich habe gefunden, daß Bushidō Sterben heißt.“ Gegebenenfalls gelassen zum Tode zu gehen, muß man lernen.

Diese Haltung ist jedoch weder Resignation noch Selbstbetrug. Sie ist der Versuch der Identifikation des eigenen Selbst mit dem Leben des Alls, das über den Tod hinausgeht. Das bedeutet die Bejahung der Wirklichkeit in ihrem tiefen Grund, wodurch die großen Samurai zu wahrer Gelassenheit und Lebendigkeit gelangt sind. Man geht hier über Sieg und Niederlage hinaus. Man lebt mit und in dem Prinzip des positiv bejahten Alls. Allerdings haftet dem klassischen Bushidō in der Samuraizeit immer eine große Strenge an. Das Positive des Alls wird zwar als Friede oder Harmonie erfahren, nicht jedoch deutlich als Liebe.

Nach der Samurai-Zeit versuchte J. Kano, der Gründer von Judō, den neuen Begriff von Budō in der Zeit des Friedens zu schaffen, als Weg der geistigen Schulung. Sein Zeitgenosse und der Aikidōgründer Morihei Uéshiba († 1969), der als der letzte große Budō-Mann in der Geschichte betrachtet wird, bringt diese geistige Entwicklung zum Höhepunkt. Er hat nämlich ganz deutlich erklärt, daß Budō Liebe sei. Das Ziel des Budō ist nicht die Selbstverteidigung allein, sondern

die Verteidigung der Gerechtigkeit, des Lebens des Alls, dessen Grundprinzip Liebe ist. Die ungerechte Gewalttat soll nicht durch die Gegengewalt verteidigt, sondern gewaltfrei gemacht werden. Solche über die Gewalt hinausgehende und sie beherrschende hohe Technik zu entwickeln ist Ziel von Aikidō. Daß man im Aikidō keinen Wettkampf veranstaltet, ist auch nur die Konsequenz seiner Weltanschauung, die sich über Sieg und Niederlage erhebt. Offensichtlich konnte dieser entscheidende Schritt erst in der Nach-Samurai-Zeit ermöglicht werden, indem die gesamte Gesellschaft in die Richtung des Gewaltverzichts einen bedeutenden Schritt geleistet hat. Nicht ohne Grund wird das Aikidō „Zen in Bewegung“ genannt.

Verzicht auf sich, Bereitschaft zum Tod, Identifikation mit dem Leben des Alls und Grundprinzip Liebe – wenn wir das hören, können wir eine gewisse Parallelität zum christlichen Evangelium nicht verleugnen. Und eben der Prozeß zu diesem letzten Schritt, zur Liebe, ermöglicht, daß man den Budō auch heute noch als Budō und nicht nur als Sport treibt, obwohl wir heutzutage gewöhnlich nicht miteinander um Leben und Tod kämpfen. Denn Budō ist letzten Endes die geistige Schulung, in der man diesen Prozeß vom Selbstverzicht zur Liebe lernt. Im Lauf der Schulung muß man erreichen, daß dieses letzte Prinzip des Alls, das der Wahrheit gleicht, zum Ausdruck kommt. Und eben hier liegt der kulturelle Aspekt des Budō. Wie man beim Blumenstecken die Blumen nicht gewaltsam einzuordnen versuchen darf, sondern ihnen zu ihrer wahrhaftigen Geltung zu kommen helfen muß, muß man auch beim Budō in sich das Leben des Alls sichtbar machen.

Wenn man daran denkt, daß Gott das Volk Israel durch blutige Kämpfe hindurch über die Ideen der Gewaltlosigkeit bei den Propheten (z. B. Jesaja beim syrisch-ephraimitischen Krieg oder das Gottesknecht-Bild von Deuterijosaja) bis zum vollkommen-konsequenten Liebesevangelium Jesu Christi geführt hat, ist diese parallele Entwicklung im japanischen Budō durchaus beeindruckend, auch wenn die Idee der Liebe im Budō noch nicht die tiefe Bedeutung der Hingabe für die Schuld der anderen entdeckt hat.

Die Religion Japans

Wie wir gesehen haben, hat die japanische Kultur, die mit dem Begriff Dō gekennzeichnet wird, direkt mit der Sinn- bzw. Wahrheitsfrage zu tun. Dadurch steht sie in engem Zusammenhang mit der Religion, wie das auch im europäischen Mittelalter der Fall war. Kultur und Religion gehen ineinander über und beeinflussen sich gegenseitig.

Japans Hauptreligionen sind Shintoismus und Buddhismus. Der *Shintoismus* ist die ältere von beiden und in seinen wesentlichen Zügen Ahnenkult und Naturverehrung. Diese wurden später durch die Moral des Konfuzianismus, der im vierten

Jahrhundert nach Japan kam, untermauert und modernisiert. Er hat viele Götter, deren höchste interessanterweise eine entfernte Parallele zur Dreieinigkeit bilden. Wieweit hier eventuell ein hinduistischer Einfluß (Brahma – Wischuenü – Schiva) vorhanden gewesen sein könnte, ist völlig unbekannt. In unserem Zusammenhang ist es sehr aufschlußreich zu sehen, daß der Begriff „Shinto“ auch eine Art Dō ist. „Shin“ ist nämlich Gott und „to“ ist „Dō“ gleich. Shinto ist also der Gottesweg.

Der *Buddhismus* kam erst im sechsten Jahrhundert nach Japan und wurde im Lauf der Zeit stark japanisiert, wie alle vom Ausland eingeführten Kulturen. Der Buddhismus und der Shintoismus beeinflussten sich auch gegenseitig. Es gab Zeiten, in denen die beiden Religionen als eine Mischreligion praktiziert wurden. Viele Japaner sehen deswegen keinen Widerspruch darin, sowohl im shintoistischen als auch im buddhistischen Tempel zu beten.

Nachdem sich Japan 1854 dem Ausland wieder öffnete – vorher hatte die Tokugawa-Dynastie das Land für über 200 Jahre dem Ausland gegenüber verschlossen – und 1868 die neue Meiji-Ära begann (Ende der Samuraizeit), haben die japanischen Regierungen den älteren, Japan eigenen Shintoismus befördert, um dem Land Selbstbewußtsein zu geben. Der Kaiser als Oberhaupt des Shintoismus wurde später als leibhafte Erscheinung Gottes erklärt. Der Shintoismus wurde zum Nationalsymbol und auch als Kriegsideologie benutzt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Shintoismus sehr geschwächt. Statt dessen blühten viele moderne Sekten des Buddhismus auf, von denen zwei sogar mehrere Millionen Anhänger gewonnen haben. Der Buddhismus hat heute sehr deutlich eine Übermacht gegenüber dem Shintoismus. Außerdem hat der Buddhismus, wie gesagt, im Lauf der Geschichte verschiedene Elemente des Shintoismus in sich aufgenommen, so daß der Buddhismus die führende Religion Japans ist. Dies ist auch der Grund, warum hier hauptsächlich vom Buddhismus die Rede sein wird.

Im japanischen Buddhismus gibt es zahlreiche Konfessionen und Sekten, die wie die christlichen Konfessionen mehr oder weniger unterschiedliche Dogmen besitzen. Das Grundkriterium, nach dem die dogmatischen oder praktischen Unterscheidungen der buddhistischen Richtungen gemessen werden, ist dabei die Methode des Heils: des Heils des einzelnen Menschen und der Gesellschaft. Es gibt *vier Hauptmethoden*. Alle vier Methoden wurden im 13. Jahrhundert systematisch als typisch japanische entwickelt und haben ihre Auswirkungen bis heute bewahrt, weswegen man sie als grundlegende Strömungen des japanischen Buddhismus bezeichnen kann.

Die *erste Methode* ist der Weg zum Heil durch verschiedene leibliche Schulungen, die besonders die sogenannten Bergmönche in den Bergen praktiziert haben. Es handelte sich dabei zum Teil um eine Art Geheimriten bzw. yogaähnliche Praktiken, die ihnen spezielle wunderbare Fähigkeiten geben sollten. Diese Strömung verlor im Lauf der Geschichte ihren magischen Charakter immer mehr.

Die Schulungsidee wurde aber immer bewahrt. Heutzutage gibt es keine bedeutende religiöse Schule, die diese Methode hauptsächlich praktiziert. Die Schulungsidee ist jedoch im Budō sehr lebendig. Dies war auch mit ein Grund, warum Budō als eine typische, tiefsinnige Kultur erwähnt wurde.

Die *zweite* Strömung betont als Heilmethode die Befolgung und Praktizierung der zentralen Lehre in Form des Gesetzes. Als die zentrale Lehre betrachtete Nichiren aus dem 13. Jahrhundert die Hoke-Lehre, auf Sanskrit „Saddharma-pundarika-sutra“, übersetzt: die wahre Lehre wie eine weiße Lotusblume. Nichiren hat nach dem Namen dieser Lehre die Hoke-Schule gegründet, die nach ihm auch die Nichiren-Schule genannt wird. Aus dieser Schule sind nach dem Krieg große neue Sekten hervorgegangen, die oben schon erwähnt wurden. Diese Tatsache hat vielleicht damit zu tun, daß Nichiren die Hoke-Lehre als für die Endzeit am geeignetsten betrachtet hat.

Die geistigen Höhepunkte werden jedoch durch zwei andere Strömungen erreicht. Die *dritte* Strömung betont nämlich die Gnade von Amida, dem Buddha des Paradieses. Als Heilmethode betont sie, diesen Namen laut betend zu wiederholen. Man sagt wiederholt „Namu Amidabutsu“. Namu ist eine Exklamation und bedeutet etwa „oh!“, wie man „Oh Herr“ sagt. Diese Strömung wird durch die Jodo-Schule vertreten. Jodo heißt „Reines Land“ und ist dem Paradies gleich. Die Jodo-Schule wurde von Honen gegründet. Sein Schüler Shinran hat gegen die Tendenz gekämpft, daß man durch die wiederholten Nennungen von Amida das Heil eigenmächtig zu erringen versucht. In diesem Fall betrachtet man dieses Gebet der Anrede als Eigenverdienst. Die Gnade von Amida würde dann nicht mehr so ernst genommen. Von Shinran stammt das bekannte Wort: „Auch die guten Menschen werden ins Heil gerufen, erst recht aber die bösen“, das uns an das Wort Jesu erinnert: „Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken. Ich bin gekommen, um die Sünder zu rufen, nicht die Gerechten“ (Mk 2, 17). Diese Schule ist immer noch sehr verbreitet und besonders in den ländlichen Gebieten beherrschend.

Die *vierte* Strömung betont die Meditation. Sie wird bekannterweise durch die Zen-Schulen vertreten. Die Zen-Schulen wurden auch hauptsächlich im 13. Jahrhundert aus China eingeführt und haben in Japan feste Wurzel geschlagen. Von fünf Hauptschulen in China kamen nur zwei Schulen – Rinzai- und Soto-Schule – nach Japan.

Die Rinzai-Schule betont die Meditation über das sogenannte „Koan“, das aus einem Spruch oder einem Gespräch mit Frage und Antwort besteht und der normalen rationalen Logik nicht zugänglich ist. Der Meditierende muß versuchen, den eigentlichen Sinn des Koan zu finden, wobei er zunächst einmal bis zum Ende der rationalen Logik gehen muß, um danach sprunghaft den Sinn der Koan-Aussage zu entdecken. Diese Entdeckung wird Satori (Erleuchtung) genannt und wird also nur durch In-Eins-Werden mit der Koan-Aussage und nicht durch die

logische Erklärung erreicht. Ein bekanntes Koan lautet beispielsweise: „Höre die Stimme der einen Hand“.

Die Soto-Schule dagegen betont eher die Meditation ohne jeglichen Gegenstand. Der Gründer Dogen ist neben Shinran der Jodo-Richtung und Hakuin der Rinzai-Schule eine der größten religiösen Gestalten Japans. Er betonte, daß man ohne jegliche Absicht wie ein Berg sitzen und dasein soll. Diese Meditationsart hat auch im Christentum z. B. bei Johannes vom Kreuz, der Doktor des Nichts genannt wurde, eine Parallele. Sie ist jedoch im Christentum nicht so ausgeprägt wie im Zen-Buddhismus. Deswegen soll sie ein wenig ausgeführt werden.

Die Zen-Meditation der Soto-Schule ist Verzicht auf das Denken, das immer einen Gegenstand hat, über den man denkt. Warum verzichtet man jedoch absichtlich auf diese wunderbare menschliche Fähigkeit, die uns vom Tier unterscheidet? Der Grund ist die Einsicht, daß diese aktive Fähigkeit des menschlichen Denkens zugleich eine Beschränkung bedeutet. Nicht nur daß man durch eigene Neigungen oder Vorurteile die Wirklichkeit nicht so sieht, wie sie ist, sondern daß ein Mensch als endliches Sein von seinem Wesen her begrenzt ist. Um sich von dieser Begrenztheit zu befreien, hört man mit dem begrenzten Denken auf und öffnet sich der unendlichen Wirklichkeit. Man überläßt sich dieser. Dabei weiß man zunächst von dieser unendlichen Wirklichkeit gar nichts, die für uns Christen Gott bedeuten würde. Deswegen nennt man sie das Nichts. Mit dem Nichts ist in diesem Zusammenhang nicht die absolute Verneinung gemeint, sondern die Unendlichkeit. Das Wagnis, sich selbst zu verlassen und in diese Unendlichkeit hineinzuspringen, ist nur dort möglich, wo man Hoffnung auf diese Unendlichkeit hat, also die Ahnung der Güte dieser Unendlichkeit. Umgekehrt ist die Erfüllung des Lebens bei großen Zen-Mönchen die indirekte Bestätigung dieser Güte der Unendlichkeit.

Im Grund laufen diese zwei Richtungen des Zen-Buddhismus auf dasselbe hinaus: Aufhebung vom Ich in das Unendliche, was letzten Endes mit dem Geheimnis des Glaubens zu tun hat. So gesehen betont der Zen-Buddhismus keineswegs die Selbsterlösung, die das eigene Verdienst des Menschen als Hauptmittel zum Heil betrachtet, statt daß man die Gnade Gottes betont. Denn die Erleuchtung ist die Gnade des Unendlichen, das die Quelle der Freude, des Friedens und der Liebe ist, wie wir im gelebten Zen-Buddhismus feststellen können.

Wir sehen auch hier die gleiche innere Struktur, die der Budō innehat: Selbstverzicht, Sprung in den Tod bzw. das Nichts und Teilnahme am Unendlichen, das Liebe ist. Dies ist auch der Grund dafür, daß viele Samurai Zen-Meditation praktiziert haben. Ja, Zen-Meditation hatte einen führenden Einfluß auf Budō.

Genau gesehen haben auch die anderen drei buddhistischen Strömungen diese Grundstruktur. Die Bergmönche versuchen durch die asketische Übung über sich

hinauszugehen und sich mit der Kraft des unendlichen Alls zu identifizieren. Die Nichiren-Schüler versuchen sich mit der Lehre und dem Gesetz des Unendlichen zu identifizieren und dadurch zum Heil zu kommen. Die Amida-Schüler, die am deutlichsten den personalen Charakter des Unendlichen herausstellen, überlassen sich diesem von vornherein, wobei der Verzicht auf sich selbst und eigenes Verdienst vorausgesetzt wird. Es ist immer ein Weg (Dō) vom endlichen Ich zum Unendlichen. Deswegen haben die Japaner als die Bezeichnung des Buddhismus neben „Bukkyo“ (= die Lehre des Buddha) auch den Ausdruck „Butsu-Dō“ (= der Weg des Buddha). Der Buddhismus wird nicht nur als Lehre verstanden, sondern als ein Schulungsweg. Wir können hier beobachten, wie stark diese geistige Haltung, die mit „Dō“ bezeichnet wird, das ganze geistige Phänomen Japans – durch Kultur und Religion hindurch – durchwaltet.

Wenn wir dabei auf den Inhalt dieses „Wegs“ achten, können wir feststellen, daß er nicht eine japanspezifische Erscheinung ist. Wenn wir zusammenfassend sagen: „Durch den Tod des Ich zum Leben des Unendlichen“, kann man vom Standpunkt der christlichen Theologie her diese „heidnische“ Kultur und Religion des Fernen Ostens sehr gut in die Wirklichkeit des Christlichen einordnen. Denn das zentrale Geheimnis des Christentums, also sein Kern, lautet „mysterium paschale“: durch das Leiden und den Tod zum Leben und zur Auferstehung gelangen.

Missiologische Überlegung

Bis hierher wurde versucht, die Grundstruktur des japanischen Geistes durch die Analyse von Kultur und Religion darzustellen. Dabei stießen wir auf zwei grundlegende Dimensionen, die sich um eine Wirklichkeit drehen, besser gesagt, Form und Inhalt der einen Wirklichkeit: Dō und das über den Tod hinausgehende Leben. Das erstere ist etwas japanspezifisches und das letztere das mit dem Kern des Evangeliums Gemeinsame.

Aus dieser Feststellung können wir einige missiologische Grundsätze herleiten:

1. Die Verkündigung muß als Zentrum das Mysterium paschale, das den Kern des Christlichen überhaupt darstellt, klar im Auge behalten und die Peripherie immer Peripherie sein lassen. Dies ist natürlich nicht nur bei der Mission in Japan der Fall. Das Mysterium paschale ist eher deswegen das Zentrum des Christlichen geworden, weil es den Grundzug der Wirklichkeit überhaupt darstellt. Ohne die Wirklichkeit der Unheilssituation der Welt und des Heilswillens Gottes gäbe es kein Mysterium paschale des Christlichen. Das ganze Ereignis Jesu Christi kann man nur unter diesem Aspekt theologisch vernünftig erklären. Alle Fragen nach dessen Sinn laufen darauf hinaus, denn unsere Welt ist überall unheil, und der Heilswille Gottes ist realexisent und umfaßt die ganze Welt. Bei der Mission muß dieser Kern bewahrt bleiben. Wenn von einem Kulturkreis zum anderen missio-

niert wird, darf die Kultur des Landes der Missionare nicht so stark in den Vordergrund treten, daß dieser Kern mehr oder weniger verdeckt wird. Dies wäre der Fall, wenn man z. B. in Japan diesen Kern durch die abendländisch-philosophische Logikführung darstellen wollte.

Die Missionare sollen jedoch nicht nur auf das christliche Mysterium paschale achten, sondern sozusagen das allgemeine – aber dem jeweiligen Land eigene – Mysterium paschale zu finden versuchen, damit das christliche Mysterium paschale einen richtigen Ansatzpunkt findet und Frucht trägt. Es darf nicht auf die oberflächliche Dimension der Gesellschaft hin zerstreut werden. Dies wäre z. B. der Fall, wenn ein Missionar in Japan, durch den wirtschaftlichen Aufschwung geblendet, ohne ihn kritisch zu betrachten, das Evangelium nur einfach hinstellen würde, auch dann, wenn er selbst nach dem Prinzip des Mysterium paschale leben würde.

2. Dies bedeutet, daß die Verkündigung zugleich in die tiefste Schicht der Kultur des „Missionslandes“ hineingetragen – „inkarniert“ – werden muß. Denn das Mysterium paschale wird je nach der geistigen Struktur des Landes in seiner Konkretheit verschieden erfahren. Wichtig ist, daß man an der echten tiefsinnigen Kultur ansetzt, die von solcher grundlegenden geistigen Struktur getragen wird. In Japan würde sie Dō heißen. In diesem Sinn zeigt der ehemalige Jesuitenprovinzial Japans und heutige Jesuitengeneral Pedro Arrupe seinen Tiefsinn, wenn er seine mehrbändigen Kommentare zu den „Exerzitien“ des Ignatius von Loyola „Der Weg Christi“ betitelt.

Selbstverständlich wird eine solche geistige Struktur von den Strukturen des Auslands beeinflusst und ändert mit der Zeit ihre Gestalt. Die Geistigkeit, die durch eine so lange Tradition aufgebaut wurde wie die japanische, wandelt sich jedoch nicht von heute auf morgen zu etwas völlig anderem, auch wenn die äußeren Erscheinungsformen der Gesellschaft danach aussehen. Wenn unsere Mission diesen Punkt übersehen sollte, wird sie eine noch lange unfruchtbare Zeit erfahren, mindestens inhaltlich gesehen. Daß das Christentum in Japan noch nicht im allgemeinen als Dō betrachtet wird, sondern als Lehre, zeigt nämlich, daß es dort noch nicht Wurzeln geschlagen hat.

ANMERKUNGEN

¹ Zur heutigen Situation der japanischen Mission vgl. G. Evers, Wie der Japaner das Christentum sieht, in: Herder Korrespondenz 35 (1981) H. 1.

² Vgl. H. Dumoulin, Sinnfrage und Sinnerfahrungen im Buddhismus, in: Suche nach Sinn – Suche nach Gott, hrsg. v. A. Paus (Köln 1978); H. M. Enomiya-Lassalle, Zen – Weg zur Erleuchtung (Freiburg ²1969).

³ Einer der bekanntesten Samurai, Musashi Miyamoto (ca. 1584–1645), ist zugleich einer der bedeutendsten Tuschmaler in der japanischen Geschichte, um nur ein Beispiel zu nennen.